

Leseprobe aus:

Caroline Lenz

Dann klappt's auch mit dem Doktor



© 2012 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

Caroline Lenz

DANN KLAPPT'S AUCH MIT DEM DOKTOR

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage August 2012
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2012
Umschlaggestaltung: Zero Werbeagentur, München
Titelabbildung: © Masterfile
Digitaler Farbschnitt: Kösel GmbH & Co. KG,
www.koeselbuch.de
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Quadraat
Papier: Pamo Super von Arctic Paper Mochenwangen GmbH
Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28363-0

Kapitel 1

Sanft liebkosen seine Lippen meinen Nacken. »Du bist unglaublich«, keucht er. Schweiß rinnt über meinen Körper. Ein wohliges Kribbeln breitet sich von meinem Unterleib über den gesamten Körper aus. Mein Mund öffnet sich zu einem lustvollen, hemmungslosen Schrei, der gnadenlos vom Kreischen meines Weckers übertönt wird. »O Phil ...« Verwirrt blinzele ich in den Sonnenstrahl, der sich durch die Bambusrollos an meinem Schlafzimmerfenster hindurchgemogelt hat. Was ist los? Eben noch hatte ich den besten Sex meines Lebens mit Philipp Lahm und jetzt das: der Wecker. Schweißgebadet liege ich in meinem Bett und fühle mich einfach nur erschlagen. Es ist siebzehn Uhr, die Julisonne hat mein Schlafzimmer auf Höchsttemperaturen geheizt, und der Wecker kreischt immer noch unbarmherzig. Dummerweise steht er mal wieder am anderen Ende des Nachttisches. Meine unkoordinierten Schläge nach dem Ding führen dazu, dass es runterfällt und unter mein Bett kullert. Nach einem kurzen Kampf habe ich den Quälgeist endlich zum Schweigen gebracht, falle zurück in die Kissen und versuche Herr oder, besser gesagt, Frau der Lage zu werden.

Warum liege ich an einem heißen Sommertag im Bett, bin völlig erledigt und werde um siebzehn Uhr geweckt? Ich bin verwirrt, doch mit einem Schlag trifft mich die Erkenntnis: Nachtdienst. Ich bin keine Spielerfrau, sondern Kinder-

ärztin in einer der besten Kinderkliniken unseres Landes und ... nein, nicht stolz darauf, sondern einfach nur müde. Es ist welcher Tag auch immer in einer langen, nicht enden wollenden Nachtdienstwoche, und ich muss um zweiundzwanzig Uhr zur Arbeit. Das macht es nicht besser.

Wieso eigentlich Philipp Lahm? Fußballer waren bislang nicht mein Typ. Nach einigen Minuten intensiven Nachdenkens findet sich auch dieses Rätsels Lösung. Verursacher dieses wilden Post-WM-Sommermärchen-Traumes ist eindeutig Familie Güngür. Am frühen Morgen hatte sie ihr jüngstes von sechs Kindern, Philipp, bei mir in der Notfallambulanz vorgestellt. Nach Ahmed, Zeki, Özlem, Funda und Tuncay hatte kurz nach der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 Philipp Güngür das Licht der Welt erblickt. Ein Schelm, wer sich bei dieser Namensgebung wundert. Es stellte sich heraus, dass das Ehepaar Güngür keinen Namen für ihr sechstes Kind gefunden und sich darauf geeinigt hatte, dass der damals noch ungeborene Sohn so heißen sollte wie der Fußballer, der bei der WM das erste Tor schießen würde. Das war nun mal Philipp Lahm. Es hätte auch ein Miroslav Güngür werden können. Oder ein Alvaro Güngür ...

Als ich das nächste Mal die Augen öffne und einen Blick auf den Wecker werfe, zeigt er zwanzig Uhr fünf an. Schon so spät? Mist! Ich muss wieder eingenickt sein. Lustlos steige ich aus dem Bett, öffne die Fensterrollos, um die immer noch warme Abendsonne hereinzulassen und genieße den Blick auf meine wunderschön bepflanzte Terrasse. Dieser idyllische Moment dauert genau drei Sekunden, vielleicht auch nur zwei. Alle, aber auch wirklich alle meiner liebevoll und genau aufeinander abgestimmt gepflanzten Blumen, Kräuter und Stauden lassen die Köpfe hängen. Sch... Sonne! Sch... Hitze! Eine Kinderärztin spricht das böse S...-Wort na-

türlich niemals aus! Andere nicht jugendfreie Worte nimmt sie dagegen ganz gerne mal in den Mund. O Mann, das wird knapp, ausgerechnet heute! Gestern war ich auch schon spät dran und mein Kollege stinksauer. Aber jammern nützt da jetzt nichts. Mit der Gießkanne bewaffnet, flitze ich auf die Terrasse und versuche meine Blumen zu retten. Sechs Kannen später ist es fast geschafft.

»He, Sie da! Frau Plüm! Passen Sie gefälligst auf!«, bellt meine Nachbarin Frau Beier mich von ihrem Balkon ein Stockwerk tiefer aus an.

»Was ist denn?«

»Was ist?! Schauen Sie doch! Sie setzen den Balkon Ihrer Nachbarn unter Wasser!« Mit drohend gerunzelter Stirn steht sie auf ihrem Balkon und beobachtet mich argwöhnisch. Ich folge ihrem Blick. Tatsächlich, da ich den Wasserverlust meiner armen Blumen großzügig ausgeglichen habe, tropft das überschüssige Wasser stetig aus den Töpfen auf den Balkon unter mir. Frau Beiers Balkon liegt blöderweise direkt daneben.

»Ach, die paar Tropfen, das trocknet wieder«, versuche ich abzuwiegeln.

»Also, das ist ja wohl die Höhe!«, ereifert sich Frau Beier, »Sie verstoßen gegen die Hausordnung! Das werde ich der Hausverwaltung melden!«

»Kümmern Sie sich doch zur Abwechslung einfach mal um Ihren eigenen Kram!«, pampe ich zurück, während ich die letzte Blume gieße. Wieder schwappt etwas Wasser über den Rand.

»Wie können Sie es wagen!« Frau Beier schnappt nach Luft.

Ich stelle die Gießkanne ab und eile ins Bad. Diese blöde Diskussion hat schon wieder viel zu viel Zeit gekostet.

Das Bild, das sich mir beim Zähneputzen im Spiegel bietet, passt perfekt zu diesem Tag. Da stehe ich nun, Anna Plüm, 29 Jahre alt, promoviert, Dr. med., Assistenzärztin in der Kinderheilkunde, Single, in voller Pracht. Die schulterlangen, ursprünglich mausgrauen, jetzt blond gesträhten Haare stehen verschwitzt in alle Richtungen und sehen leider gar nicht nach dem Out-of-bed-Look aus, den man in diversen Modezeitschriften bewundern kann. Der Teint ist fleckig-blass. Meine eckige hellrosa Hornbrille betont meine sonst blauen, jetzt albinokaninchenroten Augen. Die Augenringe gleichen dunklen Furchen, und der Rest ist auch nicht besser. Jedes kleinste Zentimeterchen meiner Haut scheint sich sämtlichen Falten, die ein Bettlaken schlagen kann, angepasst zu haben. Einziger Lichtblick: Unter dem rechten Träger meines rosa Shirts lugt vorwitzig eine kleine, aber durchaus knackige A-Brust heraus.

Nach der Dusche sieht es noch nicht viel besser aus. Die Knitterfalten auf meiner rechten Wange halten sich prima, und die Haare sind immer noch unzählbar. Auch Föhnen hilft da nicht. Das Gestrüpp auf meinem Kopf sieht aus wie ein geplatztes Sofakissen. Ich binde diesen Mob zu einem praktischen Pferdeschwanz zusammen. So wie fast jeden Tag. Ich habe nun mal keine bad-hair-days, ich habe ein bad-hair-life.

Die Brille setze ich für die Arbeit wieder auf. In der Klinik trage ich sie immer, in meiner Freizeit so oft wie möglich Kontaktlinsen. Am liebsten würde ich mir die Augen lasern lassen. Aber da ich von meinem karitativ mickrigen Kinderärztinnen-Gehalt nichts zur Seite legen kann, werde ich das nötige Geld dafür wohl nie zusammensparen.

Ein prüfender Blick in den heute echt unbarmherzigen Spiegel führt zu einem eindeutigen Urteil: Ohne Schmin-

ke kann ich auf keinen Fall aus dem Haus gehen. Die Zeit drängt: zwanzig nach neun. Ich muss mich beeilen. Mit reichlich Make-up versuche ich, leider erfolglos, die Knitter in meinem Gesicht zu glätten. Dann flitze ich in die Küche, schlinge zwei Bananen hinunter und trinke ein großes Glas Leitungswasser.

Viertel vor zehn: Während ich in meine Jacke schlüpfe, greife ich nach meiner Tasche und öffne die Tür, um fast pünktlich das Haus zu verlassen. Da klingelt das Telefon. Ohne weiter darüber nachzudenken, gehe ich dran, was sich an diesem ohnehin schon verkorksten Tag als schwerwiegender Fehler erweist: Am anderen Ende ist meine Mutter. Dafür habe ich jetzt absolut gar keine Zeit. Ich muss dringend zur Arbeit. Das interessiert sie aber leider überhaupt nicht. Sie ist mal wieder beleidigt. »Ich weiß schon, dass du keine Zeit für deine Mutter hast. Wenn ich mir deinetwegen nicht ständig solche Sorgen machen müsste, würde ich dich nicht belästigen. Aber ich kann gar nicht glauben, was mir da zu Ohren gekommen ist.«

Seufzend lehne ich mich an die Wand und stelle meine Tasche auf den Boden. Klingt nicht so, als ob ich sie schnell wieder loswerden würde. »Und, was ist dir so zu Ohren gekommen?«

»Das fragst du noch? Wie kommst du dazu, so mit deiner Nachbarin umzuspringen?«

»Mit wem?

»Jetzt tu nicht so. Frau Beier natürlich. Sie hat mir alles erzählt.«

Hmmm, das klingt nicht gut. »Was hat dir die Beier wann erzählt? Woher kennst du sie überhaupt?«

»Na, von meiner Frauen-Kegelgruppe.«

»Was macht die in eurem Kegelverein?«

»Nicht in unserem Verein, sie spielt in der überregionalen Frauen-Kegelgruppe mit. Das habe ich dir doch erzählt. Hörst du mir denn nie zu?«

Auf die Frage möchte sie bestimmt keine ehrliche Antwort haben.

»Ich habe Frau Beier während des Turniers am letzten Wochenende kennengelernt. Eine sehr nette und anständige Dame.«

»Das ist Geschmacksache. Sie kann auch anders.«

»Jetzt hör aber auf. Wie kannst du nur so unhöflich zu ihr sein? Und wie kommst du dazu, anderer Leute Balkone zu verwüsten?«

»Ich habe nichts verwüstet, ich habe meine Blumen gegossen. Vielleicht solltest du nicht alles glauben, was du hörst.«

»Im Gegensatz zu dir ist Frau Beier absolut zuverlässig.«

Das habe ich befürchtet. »Na, wenn du meinst. Gibt's sonst noch was?«

»Jetzt sei nicht so pubertär-verstockt. Ich erwarte, dass du dich deinen Nachbarn gegenüber anständig verhältst.«

»Sonst noch was?«

»Dass du mehr auf dich achtest. Aber da kann ich mir ja den Mund fusselig reden. Ich mache mir wirklich Sorgen. Ich höre ja auch gar nichts mehr von dir«, jammert Mutter vorwurfsvoll.

»Wir haben doch gerade erst letzte Woche telefoniert. Du weißt doch, dass ich Nachtdienst habe.«

»Ja, aber Frau Beier und ich machen uns so unsere Gedanken. Sie meinte, dass du in letzter Zeit einen etwas verwahrlosten Eindruck machst.«

Verwahrlost? Das darf doch wohl nicht wahr sein! »Wann hat dir dein Spitzel aus deiner Hausfrauen-Tratschtruppe denn das erzählt?«

»Also bitte, ich hatte schon befürchtet, dass du keine Ahnung von nachbarlicher Fürsorge hast. Da bist du leider ganz wie dein Vater. Das hat überhaupt nichts mit Tratsch zu tun.«

Letzteres ist eine glatte Lüge. Gelangweilte Hausfrauen, die von ihren Ehemännern zum Kegeln verpflichtet wurden und dabei noch nicht einmal genau wissen, was man mit der Kugel macht, sitzen in Mutters Kegelgruppe zusammen und tratschen ohne Punkt und Komma bei dem ein oder anderen Kirschlikör. Als die Frauen aus meinem Heimatort sich vor einiger Zeit tatsächlich nichts Neues mehr zu berichten hatten, schlossen sie sich einfach mit ein paar anderen Klatschbasen zusammen und gründeten eine überregionale Frauen-Kegelgruppe. Dass anscheinend nun auch Frau Beier zu der Truppe gehört, ist gerade extrem ätzend.

»Wie du meinst. Was hat dir deine Sportkameradin, unser Blockwart Beier, denn alles erzählt?«

»Sprich bitte nicht so abfällig über sie. Da du es ja nicht nötig hast, mit mir zu sprechen, muss ich sie eben fragen, wie es dir geht.«

»Wenn du das wissen willst, frag mich doch einfach. Es geht mir gut!«

»Das behauptest du immer. Aber wenn ich höre, wie du mit einer älteren Dame umspringst, muss ich mir langsam wirklich Sorgen um deinen Geisteszustand machen.«

»Auch der ist gut. Vielleicht solltest du nicht immer auf das hören, was andere so von sich geben, vor allem nicht auf deine liebe Frau Beier.«

»Jetzt sei nicht gleich so zickig. Wir machen uns doch nur Sorgen um dich.«

»Ihr müsst euch keine Sorgen machen, es geht mir gut. Wie oft soll ich das noch sagen. Ich habe Nachtdienst ...«

»Und noch nicht mal einen Freund – oder verheimlichst

du mir was? Natürlich hast du keinen Freund, und es geht dir nicht gut. Eine Mutter spürt, wenn mit ihrem Kind etwas nicht stimmt.«

Wenn das so ist, dann wurde ich eindeutig adoptiert. Zwischen meiner Mutter und mir liegen Welten.

»Halloho! Hast du mir zugehört? ES GEHT MIR GUT!«

»Nein, es geht dir überhaupt nicht gut. Das sieht man ja schon an deinem Verhalten gegenüber Frau Beier ...«

Diese verfluchte Frau Beier. Da zieht man kilometerweit von zu Hause weg, um seine Ruhe zu haben, und was passiert? Mutters Kegeltanten sind einfach überall.

»Du solltest froh sein, dass sich eine ältere Dame wie sie für ihre Mitmenschen interessiert. Wenn sie nicht wäre, wüsste ich ja nicht einmal, ob du noch am Leben bist. Eine Frau in deinem Alter sollte nicht allein leben, ohne Mann. Das ist doch unnatürlich. Vielleicht sollte ich dich mal wieder besuchen und deine Wohnung auf Vordermann bringen. Wenn du so vor dich hin vegetierst, vergraulst du natürlich jeden Mann.«

»Nein, also, nein wirklich, das ist nicht nötig. Hier ist alles picobello, das geht auf gar keinen Fall. Ich hab viel zu viel zu tun ...«

»Nun, wenn du meinst. Bei uns bist du jedenfalls immer willkommen. In der Firma deines Vaters hat ein neuer Abteilungsleiter angefangen. Der ist so etwa in deinem Alter und ein ganz gepflegter junger Mann ...«

Uuuuh, pflegen kann man so einiges.

»Ich muss jetzt wirklich los. Ich ruf dich an.«

Mit einem leisen Stöhnen lege ich auf. Frau Beier und meine Mutter, das ist eine ganz ungute Verbindung. Na klasse, und jetzt bin ich erst recht viel zu spät dran.

Auf dem Weg zu meinem Auto fische ich flugs die Zeitung

aus dem Briefkasten und erfahre dort, dass heute Sonntag ist. Drei Nächte noch, dann werde ich zum Ausgleich fünf ganze Tage freihaben und ausgiebig mich und mein Leben feiern!

Schon auf dem Parkplatz der Klinik hellt sich meine Stimmung auf. Dort steht das Auto unseres neuen, einfach phantastisch aussehenden chirurgischen Oberarztes Dr. Klemme. Er hat also auch Dienst. Fein! Leider ist er nicht der Hellste und hat es außerdem in dem ersten Monat, den er hier gearbeitet hat, geschafft, fast die gesamte OP-Schwesternschaft flachzulegen. Aber er ist eindeutig was fürs Auge, und das hat ja auch was. Schließlich bin ich Single und möchte mein Leben genießen.

Der Pförtner, der gelangweilt hinter seinem Tresen im Eingangsbereich des Krankenhauses sitzt und darauf aufpasst, dass jeder unserer kleinen Patienten den richtigen Weg in die Notaufnahme findet, begrüßt mich, kaum dass ich einen Fuß in die Klinik gesetzt habe, mit seinem obligatorischen: »'n Abend, Frau Plüm, wo haben Sie denn Plüsch gelassen?«

Haha, wie witzig! Das sind Plisch und Plum, nicht Plüsch und Plüm! Ich versuche das Gespräch mit diesem überaus redseligen Mann auf einen kurzen Small Talk zu beschränken, um mir den Pieper zu schnappen und mich schnell zu verdrücken. Da wedelt er mit einem blassgelben Briefumschlag vor meiner Nase herum.

»Frau Plüm, ich habe schon mal Ihr Fach in der Poststelle für Sie geleert. Die jungen Ärzte haben ja immer so viel zu tun.«

Unser Pförtner quatscht einem nicht nur die Ohren ab, sondern ist auch noch der absolut neugierigste Mensch, den ich kenne.

»Wollen Sie ihn nicht öffnen, Frau Plüm? Sieht aus, als käme der von der Personalverwaltung. Vielleicht kriegen Sie ja mehr Geld«, lacht er jovial und fuchtelte ungeduldig mit dem Brief herum. Haha, na klar. Ich bin ja schon froh, dass ich überhaupt ein Gehalt bekomme. Der kann sich seine blöden Witze sonst wohin packen. Fremder Leute Post unter einem Gutmenschen-Vorwand durchwühlen geht einfach zu weit. Das würde nicht mal ich machen. Wenn ich genauer darüber nachdenke, vielleicht doch. Aber nur im absolut lebenswichtigen Notfall. Ich sollte diesem distanzlosen Schnüffler mal gehörig die Meinung sagen. Das traue ich mich aber natürlich nicht. Es könnte ja sein, dass er dann das nächste Mal aus Rache meine Post gleich einbehält. Meine beste Freundin und Kollegin Vera würde mich jetzt wieder wegen meines paranoiden Misstrauens, wie sie es nennt, aufziehen. Aber man weiß ja nie. Wenn einer schon anfängt, in fremder Post zu wühlen ... Mit einem eingefrorenen Lächeln nehme ich den Brief entgegen und hetze in die Umkleide.

Dort muss ich mich erst mal setzen. Misstrauisch beäuge ich den blassgelben Umschlag. Der Brief ist tatsächlich von der Personalverwaltung. Wie alle blassgelben Umschläge. Nur enthalten sie in der Regel keine Gehaltserhöhungen, sondern Abmahnungen oder Kündigungen, manchmal auch einen neuen Vertrag. Letzteres steht bei mir nicht an. Vor etwa einem Jahr habe ich nach einer langen Odyssee mit Zweimonats-Arbeitsverträgen eine volle Stelle für die Kinderarzt-Weiterbildung ergattert. Von der Ausbildungszeit ist vielleicht gerade mal die Hälfte um. Bleiben also nur noch Abmahnung oder Kündigung. Mir wird übel. Was ist passiert? Nervös gehe ich in Gedanken die letzten Dienste durch. Habe ich einen Behandlungsfehler begangen? Kann ich mir nicht vorstellen. Ich habe zwar ein paar Selbstzweifel, bin

aber deshalb bei der Behandlung meiner Patienten immer sehr genau und kontrolliere lieber alles zweimal. War ich irgendwann so übermüdet, dass ich mich bei der Dosierung eines Medikamentes verrechnet habe? Hundertprozentig ausschließen kann ich das nicht, obwohl es mir bislang nicht passiert ist. Das wäre eine Katastrophe! Man kann ein kleines Kind schon mit überdosierten Nasentropfen umbringen. O Gott! Ich habe in den letzten Tagen eine Menge Nasentropfen verordnet. Was, wenn ich meine Zulassung verliere? Panisch rufe ich Vera an: »Ich habe einen gelben Brief bekommen«, japse ich in das Telefon.

»Anna, bist du das? Was ist denn los?«

»Einen gelben Brief von der Verwaltung.« Mir versagt die Stimme.

»Oh!«

Was heißt hier oh?

»O.k., wir bleiben jetzt ganz ruhig. Öffne erst mal den Brief. Es muss doch nichts Schlimmes drinstehen.«

»Nein, natürlich nicht. Es ist bestimmt ein Liebesbrief vom Personalchef«, fauche ich Vera an.

»Du wirst unsachlich.«

»Ich bin gerade dabei meinen Job zu verlieren!«

»Warum sollten die dich rausschmeißen? Du bist die beste Ärztin, die ich kenne. Mach den Brief auf.«

Fein, die beste Ärztin, die ich kenne, ist Vera. Ich atme tief durch und reiße den blassgelben Umschlag auf. Ich bin eine gute Ärztin, ich bin eine gute Ärztin, ich bin eine gute Ärztin.

Sehr geehrte Frau Dr. Plüm,

Wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können, dass wir Sie mit Wirkung zum 01.08.11 mit der ärztlichen Versorgung der Moby-Fit-Ambulanz betrauen.

Wir bedanken uns an dieser Stelle für die gute und erfolgreiche Zusammenarbeit innerhalb der vergangenen zweieinhalb Jahre.

Eine Einführung in die Ambulanz erhalten Sie am 01.08.11 durch Herrn Dr. Denner, den zuständigen Psychologen ...

»Das ist ja wunderbar. Deine erste Ambulanz«, jubelt Vera ins Telefon. Meine erste Ambulanz! Ich werde gar nicht gefeuert. Ich bekomme meine eigene Ambulanz. Und das schon übernächsten Montag! Normalerweise wird niemandem mit weniger als drei Jahren Erfahrung eine Ambulanz zugeteilt. Vera hatte recht. Ich bin eine gute Ärztin. Warum mache ich mich bloß immer so verrückt? Die Moby-Fit-Ambulanz ist doch super! Wie die meisten großen Kinderkliniken haben auch wir ein Adipositas-Schulungsprogramm. Ein Team, bestehend aus Ernährungsberatern, Köchen, Psychologen, Sportlehrern und Ärzten, arbeitet zusammen daran, übergewichtigen Kindern und Jugendlichen das Abnehmen zu erleichtern.

Die Sprechstunde für kleine Walfische, ähem, korrekt ausgedrückt natürlich Adipositas-Sprechstunde, wuppe ich doch mit links. Lachend hopse ich in der Umkleide herum und plane mit Vera fürs nächste Wochenende einen diesem Anlass würdigen Prosecco-Abend.

»Du sag mal. Hast du eigentlich schon Übergabe gemacht? Es ist kurz nach halb elf«, holt Vera mich wieder auf den Boden der Tatsachen zurück.

Das hätte ich in meiner Euphorie fast vergessen. Schnell ziehe ich die Thrombosestrümpfe an, schließlich möchte ich durch langes Stehen keine Krampfadern oder dicke Füße bekommen, und schlüpfe dann in die Bereichskleidung. Bereichskleidung! Bereichskleidung ist so eine Sache. Für die Frau gibt es verknitterte, ultragestärkte, weiße Karot-

tenhosen und Kasacks. Schützt hundertprozentig vor sexuellen Übergriffen. Selbst wenn man die einzige Frau unter Tausenden von Kerlen auf einer Insel wäre, würde da nichts passieren. Für den Mann, den Gott in Weiß, liegen dagegen gutgeschnittene weiche Stoffhosen, die selbst Obelix einen knackigen Hintern verpassen würden, und Polohemden bereit. Natürlich sind wir Assistenzärztinnen unglaublich dankbar dafür, durch diese Kleiderordnung so fürsorglich beschützt zu werden. Manchmal schaffen Vera und ich es allerdings, die Wäschereileiterin mit Schokoladenkeksen zu bestechen und ein Paar von den guten Hosen zu ergattern. Leider nur manchmal. Liegt es etwa an der falschen Arbeitskleidung, dass so viele junge, hübsche und intelligente Ärztinnen Singles sind? Der Arzt kann sich dagegen ungeachtet von Aussehen oder Intelligenz kaum vor heiratswilligen Arztgattinnen in spe retten. Ich sag's ja, die Hosen machen da bestimmt einiges aus!

Letzte Woche hat Vera eine Statistik entdeckt, die kurz zusammengefasst belegt, dass Medizinerinnen den größten Anteil alter Jungfern ausmachen und die Selbstmordrate unter ihnen am größten ist. Das kann's ja wohl nicht sein! Wir sind einigermaßen hübsch (außer in Bereichskleidung), intelligent, witzig und arbeiten hart. Das müsste Männern doch eigentlich gefallen! Vielleicht sind unsere Arbeitszeiten aber auch genau das Problem? Wo sollen wir den passenden Traummann finden? Wo ist er, der Prinz auf dem weißen Pferd? In unserer Klinik jedenfalls nicht. Dr. Klemme gibt's zum Anschauen, aber bloß nicht zum Reden. Der einzige Pfleger, der nicht nur gut aussieht, sondern auch rücksichtsvoll, zuvorkommend und ein guter Zuhörer ist, ist natürlich schwul. Die Chefärzte, allesamt mit Frau und Kindern ausgestattet, sind nicht auf dem Markt und auch nicht wirklich

sexy. Die meisten Assistenten sind ebenfalls verheiratet, betrügen aber ihre Frauen häufig ungeniert ... Bevor ich mir jedoch weitere Gedanken über solche grundsätzlichen Lebensprobleme mache, sollte ich endlich meinen Kollegen vom Spätdienst suchen, um ihn abzulösen.

Vor der Pinnwand im Eingangsbereich der Notaufnahme hat sich eine beeindruckende Mensentraube versammelt. Das ist seltsam. Normalerweise lösen Ankündigungen von Seelsorgerbesuchen, Stillkursen und Häkelgruppen keine solche Aufregung aus. Vor allem nicht um diese Uhrzeit. Neugierig, wie ich bin, drängele ich mich rasch nach vorne. An der Pinnwand hängt ein leuchtend roter Zettel, auf dem in großen Buchstaben steht:

Liebe Eltern, der angeblich so kinderfreundliche Arzt Dr. Mösli ist ein Heuchler! Er betrugt seine Frau mit OP-Schwester Gisela! Dabei hat er selbst vier Kinder!

Das entspricht absolut den Tatsachen. Alles, was dort steht, ist wahr. Aber wer hat bloß diesen Zettel aufgehängt? Vermutlich seine Frau. Sie soll zu solchen Ausbrüchen neigen, hab ich gehört. Endlich mal wieder ein Skandal in unserer Krankenhaus-Live-Soap! In den letzten Wochen war es verärgert ruhig. Ich liebe Skandale, sofern sie nicht mich selbst betreffen. Natürlich könnte ich den Zettel einfach abnehmen und vernichten. Aber warum sollte ich das? Ich möchte schließlich wissen, wie es weitergeht.

Im Arztzimmer der Station für Jugendliche entdecke ich dann auch meinen Kollegen vom Spätdienst, Dr. Dietrich.

»Hast du schon den Zettel an der Pinn...?«, stürme ich aufgeregt ins Zimmer.

»Ohh, isch liebe disch ...«, säuselt er gerade mit einem

unglaublich schlecht gekünstelten französischen Akzent in den Telefonhörer und dreht sich irritiert zu mir um. Ich deute ihm an, im Schwesternzimmer auf ihn zu warten und ziehe mich zurück. Gott ist das albern! Dr. Dietrich kommt aus Husum und macht einen auf französischen Liebhaber. Ständig telefoniert er im Dienst mit seiner Frau. Dabei könnte er jetzt einfach nach Hause gehen und seine frankophilen Vorlieben dort ausleben. Dieses Paar scheint ein halbes Jahr nach seiner Hochzeit jedenfalls noch frisch verliebt zu sein.

Nun stehe ich da, wie bestellt und nicht abgeholt, und warte auf die Übergabe. Das Telefon klingelt, und da ich gerade nichts zu tun habe, gehe ich ran: »Kinderklinik, Jugendstation, Plüm am Apparat.«

»Guten Abend, hier spricht Frau Dietrich, kann ich bitte meinen Mann sprechen, Doktor Dietrich?« Das Wort Doktor betont sie derart, als wäre es das Wichtigste auf der Welt.

»Ähm, ja, der Herr Dietrich ... Der ist gerade in einem Gespräch ...«, stammele ich entgeistert und füge in Gedanken hinzu »in einem Gespräch mit Ihnen, dachte ich«.

»Einen Moment bitte.« Was ist denn hier los? Ich scheine in letzter Zeit einiges verpasst zu haben. Von wegen verdächtig ruhig. Leicht angesäuert wage ich mich wieder ins Arztzimmer, wo Doktor Schwerenöter inzwischen bei »... oooh ja, du bist eine Göttin ...« gelandet ist. Jetzt reicht's!

»Deine Frau ist am anderen Apparat!«, unterbreche ich ihn so laut wie möglich.

Schnell legt unser Möchtegern-Franzose die Hand auf die Sprechmuschel und flüstert: »Jetzt nicht, ich rufe sie zurück.«

Na toll! Nun darf ich ihn auch noch decken. Er hätte wenigstens diskret sein können. Auf solche Spielchen habe ich echt keine Lust. Im Moment bleibt mir aber nichts anderes übrig, da ich nämlich von Natur aus ziemlich konfliktscheu

bin. Also gehe ich brav wieder an den anderen Apparat und richte der gehörnten Frau Dietrich aus: »Ihr Mann wird sich so bald wie möglich bei Ihnen melden.«

Nachdem Dr. Womanizer sein amouröses Telefonat beendet hat, bekomme ich endlich eine Übergabe und kann meinen Dienst antreten.

Kurz nach eins wird ein Anruf an mich persönlich, wie der Pförtner neugierig betont, weitergeleitet. »Notaufnahme, Kinderklinik, Plüm am Apparat. Was kann ich für Sie tun?«

»Hier spricht Frau Doktor Dietrich! Lassen Sie die Finger von meinem Mann!«

Na super! Frau Dietrich, durch die Heirat mit einem Arzt nun anscheinend automatisch mitpromoviert, ist auf hundertachtzig! Warum machen sich die beiden nicht einfach einen schönen Abend?

»Frau Dietrich, ich weiß nicht, wovon Sie reden. Sind Sie sicher, dass Sie mich sprechen möchten?«

»Natürlich!«, faucht sie in den Hörer, »ich weiß genau, dass Sie meinen Mann bei den Übergaben extra lange aufhalten, um ihm schöne Augen zu machen! Und jetzt lassen Sie ihn endlich nach Hause gehen. Ich warte schon seit Stunden auf ihn.«

»Frau Dietrich, Ihr Mann ist bereits unterwegs. Ich denke, wir sollten dieses Gespräch jetzt beenden.«

Spinnen denn jetzt alle? Dr. Dietrich ist seit fast zwei Stunden auf dem Heimweg, und ich soll ihm angeblich schöne Augen machen? Letzteres ist absolut ausgeschlossen. Dr. Dietrich ist total unattraktiv: Er ist so schwächling wie ein Fünfzehnjähriger, hat eine ebenso kieksige Stimme, trägt einen lichten Dreitagebart, und seine Kleidung riecht muffig nach altem Kleiderschrank. Er ist so überhaupt nicht mein Typ. Aber erstaunlicherweise scheinen sich mindes-

tens zwei Frauen um ihn zu bemühen. Das kann ich wirklich nicht nachvollziehen. Ich muss unbedingt Vera fragen, wer seine unbekannte Flamme am Telefon sein könnte. Vera ist immer überaus gut informiert. Vor allem muss ich Frau Dietrich irgendwie davon überzeugen, dass ich nicht hinter ihrem Ehegatten her bin. Nicht dass nachher noch ein Zettel über mich an der Pinnwand hängt! Das wäre mein Untergang! Mein bislang absolut tadelloser Ruf wäre dahin! Eine Katastrophe!

Der Rest der Nacht verläuft friedlich. Eine Lösung für das Dietrich'sche Problem finde ich allerdings nicht. Dafür schaut Dr. Klemme ein paarmal in der Notaufnahme vorbei. Mann, sieht der gut aus, obwohl er schon seit Stunden im Dienst ist! Dieser positive erste Eindruck ist zwar dahin, sobald er sich zu Wort meldet, aber er ist schon ein heißes Schnittchen, und das sogar im Nachtdienst! Wie macht der das nur? Botox? Fruchtsäure-Peelings? Wenn mein Ruf durch unseren umtriebigen Dr. Dietrich demnächst ohnehin ruiniert ist, dann könnte ich ja vielleicht mal mit ihm ...

Als könne er Gedanken lesen, kommt er grinsend auf mich zu:

»Frau Doktor?« Er lehnt sich an die Wand und mustert mich von oben bis unten. Er kann doch hoffentlich keine Gedanken lesen, oder?

»Ich glaube, da ist ein ganz spezieller Fall für Sie.« Während er sich abwendet, um in Richtung OP zu verschwinden, wird sein Grinsen noch breiter. Neugierig betrete ich das Behandlungszimmer, wo mir die Eltern eines Kleinkindes eine große Tupperdose überreichen.

»Hier, Frau Doktor. Ihr Kollege meinte, Sie wären die Beste, um uns zu helfen.«

Gut, dass ich erst mal frage, was drin ist, bevor ich die

Dose öffne. Denn wie ich jetzt erfahre, ist es Kot. Stuhlgang. Kleinkindkacke! Was soll ich damit?

»Unsere Tochter Eva hat vor zwei Wochen ein Zehn-Cent-Stück verschluckt. Unser Hausarzt hat uns gesagt, dass die Münze innerhalb von zwei Wochen schon von selbst wieder herauskommen wird. Da wollten wir sichergehen«, berichtet mir die Mutter. In Klein Evas Häufchen zu wühlen war den Eltern dann aber doch zu eklig. So haben sie lieber zwei Wochen lang Klein-Eva-Kacke in einer Tupperdose gesammelt.

»Wir dachten, Sie können ja mal nachschauen, ob das Geldstück da drin ist«, fährt der Vater fort, »Ihr Herr Oberarzt musste ja so schnell in den OP, aber er meinte, Sie könnten das auch.«

Klemme ist genau genommen gar nicht mein Oberarzt, und verschluckte Gegenstände sind eigentlich Kinderchirurgensache. Allerdings ist die Münze wahrscheinlich schon längst in der Dose des Grauens. Soll ich lachen oder weinen? Wenn ich die Dose mit den teils zwei Wochen alten Häufchen öffne, muss ich mich erst übergeben und falle dann tot um.

Ich könnte versuchen, die Familie empört wieder wegzuschicken. Nein, das geht nicht, denn wir sind ein kundenfreundliches Krankenhaus. Was nun?

»Warten Sie kurz, ich bin gleich wieder bei Ihnen«, halte ich die Eltern hin.

Ambulanzschwester Petra bricht im Aufenthaltsraum in schallendes Gelächter aus, als ich ihr davon erzähle.

»Super! Du hast gut lachen. Du sollst ja auch keine Kackhaufen nach einer Münze durchwühlen. Wo ist Klemme überhaupt? Er oder einer seiner Assistenten sind dafür zuständig.«

»Das kannst du vergessen«, prustet Petra, »die sind alle im OP.«

»Um was zu tun? Mit dem Endoskop eine Pizza Calzone auszunehmen, oder was?«

»Nee, die haben wirklich 'ne eilige OP.« Petra hat Tränen in den Augen.

Ich bin sauer. »Was denken die sich, dass ich mit einem Röntgenblick durch die Dose hindurch nach den zehn Cent suchen kann?«

»Nimm doch ein Sieb.«

»Hast du noch andere brillante Vorschläge?«

Ich brauche erst mal ein paar Schokokekse zum Nachdenken.

Da hat Petra die rettende Idee: »Mensch, Röntgenblick, das ist es!«

Sie ist einfach die Beste! Wir röntgen die Dose mit der Kinderkacke. Siehe da, die Münze ist auf dem Röntgenbild deutlich zu erkennen, und ich kann die Eltern beruhigen. Die Tupperdose möchten sie lieber nicht mehr mit nach Hause nehmen. Wir dürfen sie netterweise behalten.

Gegen Ende eines langen Dienstes führe ich dann noch eine Diskussion mit einem Ehepaar, das sich über das Namensschild am Bett seines Kindes beschwert. Ich versuche diesen Eltern gerade in einem ausführlichen Gespräch die Krankheit ihres Sohnes zu erläutern, als die Mutter einen entsetzten Schrei loslässt: »Schwester! Sie haben ja den Namen unseres Sohnes falsch geschrieben! Da steht Brian, der Name wird aber Brain geschrieben!«

»Ja, ähm, ich bin im Übrigen die behandelnde Ärztin. Ich werde mich aber gerne darum kümmern.«

Der Brain also ...

Bevor ich die Klinik verlasse, schlendere ich möglichst unauffällig zur Pinnwand. Dort hängen keine Mitteilungen über mich. Noch nicht. Belustigt betrachte ich noch einmal

die grelle Nachricht über Dr. Mösli und muss unwillkürlich schmunzeln.

»Guten Morgen, was gibt es denn für amüsante Neuigkeiten?«, spricht mich ein junger Mann frech von der Seite an.

Sieht er denn nicht, dass ich Nachtdienst hatte und meine Ruhe haben will? Übermüdete Nachtdienstler benötigen eine Art Schutzzone, eine große imaginäre Plexiglaskugel um sich herum. Vor allem mich sollte man nach dem Nachtdienst nicht unnötig in Gespräche verwickeln. Man sollte sich auch nicht aufregen, wenn ich jemandem in diesem Zustand die Vorfahrt nehme, schräg einparke oder auf dem Bürgersteig jemanden umrenne. Dafür kann ich nichts. Leicht genervt runzele ich die Stirn, was meine Augenringe immer wahnsinnig betont. Vielleicht sieht er's ja jetzt. Dieser unsensible Kerl!

Er wiederum sieht auch nicht mehr so freundlich aus, sondern blickt auf den Mösli-Zettel an der Pinnwand und beginnt sich zu ereifern: »Das ist völlig daneben. Eine Schande, dass niemand solch eine Verleumdung eines Kollegen entfernt, sondern sich alle auch noch heimlich darüber lustig machen ...«

Er hat es nicht bemerkt. Dabei sehe ich eindeutig nach Nachtdienst aus. Normalerweise bin ich schließlich um einiges attraktiver. Zumindest habe ich weniger Augenringe und bin nicht so furchtbar blass. Inzwischen bin ich ziemlich verärgert und nehme diesen dreisten Mitmenschen etwas genauer unter die Lupe. Ich schätze ihn auf Mitte dreißig. Eigentlich sieht er gar nicht so schlecht aus.

Er ist etwa einen Kopf größer als ich. Gut, das ist bei einem Zwerg wie mir nicht besonders schwer. Mittelbraune Haare, die er für meinen Geschmack zu einem viel zu spießigen Seitenscheitel gekämmt hat und sehr intensive rehbraune

Augen. Moment mal, spricht man nicht nur in Bezug auf Frauen über rehbraune Augen? Egal. Beim Blick auf seinen altmodisch wirkenden dunkelblauen Pullunder, den er über einem blauweiß karierten Hemd trägt, muss ich mir dann allerdings ein Lachen verkneifen. Das gelingt mir nicht so ganz.

»Sie finden das wohl auch noch witzig, dass jemand auf diese Weise vorgeführt wird?! Ihnen ist hoffentlich schon klar, dass das ein Fall von übler Nachrede ist?«

Die eben noch hübschen braunen Augen mustern mich jetzt mit einer Mischung aus Zorn und Verachtung. So ein Mist, ich habe nicht zugehört. Was hat dieser offensichtlich moralisch übermotivierter Kerl bloß die ganze Zeit erzählt? Seine letzte Frage wäre an sich einfach zu beantworten: Ja, ich liebe Tratsch jeder Art. Das ist aber völlig unabhängig davon, ob jemand dabei Schaden nimmt oder nicht. Jetzt mal ehrlich: Jeder von uns freut sich doch am meisten darüber, dass es nicht ihn selbst getroffen hat. Ich schaue ihn etwas ratlos an. Komplizierte moralische Diskussionen mit übermüdeten Assistenzärztinnen sind sinnlos. Außerdem, was heißt hier üble Nachrede? Niemand hat Dr. Mösli dazu gezwungen, seine Frau zu betrügen. Mein Freund Till würde jetzt zwar sagen: »Der Mann kann doch gar nichts dafür. Seine Hormone zwingen ihn einfach dazu, möglichst viele Frauen zu beglücken. Das liegt alles nur an der Evolution. Je mehr Nachkommen ein Mann produziert, umso mehr werden überleben.«

Das sehe ich als Frau natürlich völlig anders. Schließlich schleichen keine Säbelzähntiger mehr herum, um die theoretischen Folgen der One-Night-Stands aller fortpflanzungswütigen Typen aufzufressen.

Die Rehaugen funkeln immer noch spöttisch. So langsam sollte ich mal was sagen.

»Ähem, also ... Ich finde ... nun ... Es ist ja keine Lüge, was da steht ...«

»Ach, und das ist ein Grund sich schadenfroh an diesem Ehedrama zu ergötzen? Verstehen Sie denn gar nicht, welche Tragweite solche Gerüchte haben?«

»Vielleicht ist es ja auch gar kein Gerücht? Haben Sie schon mal daran gedacht? Klar ist so eine Zurschaustellung nicht schön, aber manchmal kriegt man eben, was man verdient.«

»Und was man verdient, entscheiden Sie? So bloßgestellt zu werden wünsche ich niemandem.«

Der Kerl ist echt nervig. Wer ist das überhaupt? Irgendwie kommt er mir bekannt vor, aber ich kann ihn einfach nicht zuordnen. Ein Namensschild trägt er leider auch nicht. Schon wieder dieser spöttische Blick. Das werde ich nicht auf mir sitzen lassen:

»Und ich wünsche niemandem, derart hintergangen zu werden. Was ist denn mit der betrogenen Ehefrau? Die hat das alles klaglos hinzunehmen, oder was?«

Seine Einstellung in dieser Sache passt perfekt zu seinem konservativen Outfit.

»Darum geht es nicht. Das hier ist ein Konflikt zwischen zwei erwachsenen Menschen, und die haben ein Recht darauf, ihre Probleme innerhalb ihrer Ehe zu lösen. Ohne sensationsgeiles Publikum.«

»Erwachsene Menschen zerstören ihre Ehe nicht mit öffentlichem Fremdgehen. Damit hat sich das Private der Ehe erledigt.«

»Wäre Ihnen ein heimliches Fremdgehen lieber? Wer gibt Ihnen überhaupt das Recht, so vorschnell, ohne irgendwelche Hintergründe zu kennen, über andere zu urteilen? Ich glaube, Sie sind sich der Tragweite dessen, was hier passiert, überhaupt nicht bewusst.«

Nachdem er mich noch einmal spöttisch von oben bis unten gemustert hat, reißt Mister Pullunder den Zettel ab und stapft hoch erhobenen Hauptes davon.

»He, so einfach ...«

Weg ist er. Da stehe ich nun bleich, müde und ziemlich erbozt vor der jetzt völlig uninteressanten Pinnwand. Was bildet der sich ein? Wer ist das überhaupt? Vielleicht fällt mir das ja wieder ein, wenn ich erst mal ausgeschlafen habe. Ich bin echt fertig.

Ein Blick auf die Uhr über der Schiebetür am Ausgang mahnt mich zur Eile. Es ist schon fünf nach neun. Punkt neun beginnen die Politessen ihre Rundgänge auf dem Parkplatz vor der Klinik, auf dem man nur vier Stunden lang mit Parkuhr stehen darf. Das gilt volle vierundzwanzig Stunden. Abends ab dreiundzwanzig Uhr lassen sie uns meist in Ruhe, aber ab neun ist Schluss mit nett. Da müssen wir, wenn wir keinen anderen Parkplatz in der Nähe finden, entweder ständig die Parkuhr umstellen, oder es wird teuer. Also eile ich zu meinem Auto, um nach Hause zu fahren. Diesmal habe ich Glück, die Politesse hat ihre Runde am anderen Ende des Parkplatzes begonnen. Während ich ausparke und langsam losfahre, winkt sie mir zu und hebt mahnend den Zeigefinger. Puuh! Das war knapp!